

Das Gegenteil von guter Bildungspolitik

VON KERSTIN MÜNSTERMANN

Es ist jedes Mal das Gleiche: Nach den verheerenden Ergebnissen der internationalen Grundschul-Lese-Untersuchung, nach der 25 Prozent der Kinder in dieser Altersstufe nicht das Mindestniveau beim Textverständnis erreichen, wird der Aufschrei im Land wieder groß sein. Um es noch einmal zu verdeutlichen: Jeder vierte Viertklässler in Deutschland kann nicht richtig lesen. Bei der letzten Iglu-Erhebung, die Ende 2017 veröffentlicht wurde, lag der Anteil dieser Gruppe noch bei 19 Prozent. Das war schon traurig genug, aber man hat den Abwärtstrend nicht stoppen oder umdrehen können, sondern er hat sich verstetigt.

Die betroffene Gruppe werde in ihrer weiteren Schullaufbahn „erhebliche Schwierigkeiten in fast allen Schulfächern haben“, sofern sie den Rückstand nicht aufholen kann, urteilen die Forscher. Wahnsinn. Die Studie zeigt außerdem: Auch international schneiden Grundschüler in Deutschland bei der Lesekompetenz schlechter ab als Gleichaltrige in vielen anderen Ländern. Nun hat die Corona-Pandemie mit den monatelangen Schulschließungen dazu sicher beigetragen. Diese Fehler kann man nicht mehr rückgängig machen, man darf sie nur nie wieder wiederholen.

Aber was muss die Politik nun folgern? Die Diskussion um die Kindergrundsicherung ist nicht zielführend. Die Politik muss dafür sorgen, dass die Menschen die Hilfen bekommen, die ihnen zustehen und nicht bei der Beantragung schon scheitern. Aber es kann nicht zuvorderst darum gehen, soziale Härten individuell auszugleichen. Es gehört massiv Geld in Schulen, Personal und Förderunterricht gepumpt. Auch die Migrationspolitik muss überdacht werden. Flüchtlingskinder in Schulen schieben und überforderte Lehrer und Klassen allein zurücklassen, ist das Gegenteil von guter Bildungspolitik. Damit lässt man alle Kinder im Stich und ist Deutschlands nicht würdig.

Polizei unter Generalverdacht

VON MARTIN KESSLER

Die Polizei ist um ihre Aufgabe nicht zu beneiden: Beleidigungen, Tötlichkeiten, fehlender Respekt – die Liste der Beeinträchtigungen im Polizeiberuf ist lang. Der jüngste Einsatz in Ratingen war lebensgefährlich. Weil sie ihre Aufgabe meist besonnen und angemessen erfüllt, verdient die Polizei die Anerkennung und die Hochachtung der Bürgerinnen und Bürger.

Aber es gibt Ausnahmen, es gibt Fälle von unberechtigter Polizeigewalt. Die sind ein Ärgernis und gehen im Rechtsstaat, der das Gewaltmonopol besitzt, überhaupt nicht. Der Frankfurter Kriminologe Tobias Singelstein hat anhand von Befragungen von Betroffenen herausgefunden, dass solche Fälle kaum geahndet werden. Viele würden deswegen aus Frust noch nicht einmal Anzeige erstatten.

Solche Ergebnisse muss die Polizei und die dafür zuständigen politischen Stellen zur Kenntnis nehmen und genau analysieren. Mag sein, dass Betroffene übertreiben oder lediglich ihre Sicht der Dinge schildern. Dass es aber nur wenige Verurteilungen von Polizeigewalt gibt, ist auch eine Tatsache.

Der Polizeiforscher Singelstein schlägt nun vor, die Ordnungskräfte durch eine unabhängige Institution überwachen zu lassen. Denn laut ihm führen Untersuchungen der benachbarten Polizeibehörde in Fällen von Amtsmissbrauch eher dazu, dass diese Verfahren schnell eingestellt würden. Trotzdem geht die Forderung des Kriminologen zu weit. Strafverfolgung und Verurteilung sind im Rechtsstaat immer noch Sache von Staatsanwaltschaft und unabhängigen Gerichten. Da darf es keine Ausnahmen geben. Erwägenswert wäre aber, innerhalb der Strafverfolgung eine Instanz zu schaffen, die sich vornehmlich mit angeblicher und tatsächlicher Polizeigewalt beschäftigt. Die Einrichtung einer solchen Institution sollten die Justizminister zumindest prüfen.



FRAGEN ÜBER FRAGEN

RP-KARIKATUR: NIK EBERT

ANALYSE Dass Lord of the Lost beim Eurovision Song Contest Letzter wurden, ist unverdient. Doch der chronische Misserfolg hat mit alten Fehlern zu tun. Es braucht neue Ideen, neue Gesichter – und Peter Urban als Vorbild.

Mit Mut aus der ESC-Krise

VON MARC LATSCH

Wer sich hierzulande mit dem ESC beschäftigt, ist es schon gewohnt: Europa stimmt ab und vergisst dabei den deutschen Beitrag – alles wie immer. Bei den vergangenen acht Teilnahmen wurde Deutschland sieben (!) Mal Letzter oder Vorletzter. Eine Schreckensbilanz für die Ewigkeit. Und doch fühlte es sich in diesem Jahr anders an. Niemand hatte die Hamburger Gothic-Rocker Lord of the Lost auf dem letzten Platz gesehen. Zu gut der Auftritt, zu professionell die Band. In der Nacht zum Sonntag herrschte große Ratlosigkeit. Sie war in Kommentaren auf Twitter zu lesen, sie war unter den deutschen Medienvertretern im Liverpooler Pressezentrum zu spüren. Was ist nur diesmal schiefgelaufen?

In den vergangenen Jahren waren die Antworten auf diese Frage deutlich einfacher. Regelmäßig schickte Deutschland mittelmäßigen Mainstream-Pop auf die große ESC-Bühne. Beiträge, die nicht wehtaten, aber eben auch nicht auffielen. „Ihr habt den ESC nicht verstanden“, warfen Fans und Journalisten dem verantwortlichen Norddeutschen Rundfunk (NDR) vor. Auch der Autor dieser Zeilen. Besonders groß war die Unzufriedenheit im vergangenen Jahr, als der NDR die, wie für die ESC-Bühne geschaffene, Metalcore-Band Electric Callboy wegen mangelnder Radiotauglichkeit in der Vorauswahl aussortierte und Deutschland – mit harmlosem Pop – wieder Letzter wurde.

Der NDR hat vieles falsch gemacht, aber in diesem Jahr endlich auf die Kritiker gehört. Der Vorentscheid zum ESC 2023 war der vielfältigste seit langer Zeit. Endlich war nicht nur Pop vertreten, sondern ein breites Angebot von Partyschlager (Ikke Hüftgold) bis Rock. Endlich Vielfalt, sagten die Fans, fuhren optimistisch nach Liverpool und

sahen wieder einen letzten Platz. Während dort im Pressezentrum noch Ratlosigkeit herrschte, gingen in Deutschland die Diskussionen los. Thomas Gottschalk forderte die ARD auf, „den Geldhahn abzudrehen“, Europa möge Deutschland einfach nicht. Guido Horn schlug für 2024 eine kreative Pause vor.

Lord of the Lost hatten den letzten Platz nicht verdient, das ist richtig. Aber bei genauem Hinsehen ist der deutsche Optimismus in diesem Jahr auch nur so groß gewesen, weil es eben vorher noch viel schlimmer war. „Platz 15“ hatte sich Sänger Chris Harms für seine Band gewünscht, mit mehr hatte

auch ernsthaft niemand gerechnet. Auf Sieg hat wieder keiner gespielt. Die Hamburger Rocker sind sonst eher für härtere Klänge bekannt, hatten für den ESC aber bewusst ein weiches Lied ausgewählt. Die Idee: dem Massenpublikum und – wohl vorrangig – dem NDR gefallen. Auch der Auftritt der Band war mit der Feuershow für deutsche Verhältnisse ambitioniert, aber kein Vergleich mit dem, was die Top drei des diesjährigen Jahrgangs auffuhren.

Gegen die Perfektion der Schwedin Loreen, den Wahnsinn des Finnen Käärijä und die Tanzeinlagen der israelischen Teilnehmerin Noa Kirel wirkten Lord of the Lost zu brav. Daran änderten auch ESC-untypisches Geschrei und die schrillen Kostüme nichts. Das zeigte sich im Zuschauer-Voting. Dort landete „Blood & Glitter“ in kaum einem Land ganz hinten, sondern meistens im Mittelfeld. Punkte gibt es aber nur für die ersten Zehn. Der Auftritt war – wie so oft aus Deutschland – Durchschnitt. Und Durchschnitt wird beim ESC nun einmal nicht belohnt.

So war es zwar der am wenigsten verdiente Misserfolg des NDR in seiner jüngeren ESC-Geschichte, doch setzten sich in ihm alte Fehler fort. Die wirklich besonderen Künstler und Musikgrößen sind längst verprellt. Eine sich

INFO

Eine lange Tradition der letzten Plätze

Neun Mal ist Deutschland beim ESC Letzter geworden. Rekordhalter ist Norwegen mit elf letzten Plätzen. Die No Angels (2008) entgingen der Schmach nur durch eine Sonderregel bei Punktgleichheit.

1964 Nora Nova – „Man gewöhnt sich so schnell an das Schöne“ (null Punkte)

1965 Ulla Wiesner – „Paradies, wo bist du?“ (null Punkte)

1974 Cindy & Bert – „Die Sommermelodie“ (drei Punkte)

1995 Stone & Stone – Verliebt in Dich (ein Punkt)

2005 Gracia – „Run & Hide“ (vier Punkte)

2015 Ann Sophie – „Black Smoke“ (null Punkte)

2016 Jamie Lee – „Ghost“ (elf Punkte)

2022 Malik Harris – „Rockstars“ (sechs Punkte)

2023 Lord of the Lost – „Blood & Glitter“ (18 Punkte)



Frontmann von Lord of the Lost, Chris Harms, beim ESC. FOTO: DPA

selbst einschränkende Gruppe wie Lord of the Lost war das Beste, was die Verantwortlichen noch aufreiben konnten. Natürlich war Pech dabei. Etwas mehr Nachbarschaftsvoting, wie es in anderen Ländern üblich ist. Eine Jury, die mehr Lust auf Rock hat. Das hätte den letzten Platz verhindern können. Ein gutes Ergebnis wäre es trotzdem nicht geworden.

Deutschland braucht nun keine Politik der kleinen Schritte mehr, sondern einen echten ESC-Reset. Im Fußball kann sich ein Trainer nach Jahren voller Abstiege auch nicht damit herausreden, dass die Mannschaft dieses Jahr zumindest besser gespielt hat. Das Gegenteil ist richtig. Um in der Fußballweltmeister zu bleiben: Wenn man alles versucht und trotzdem Letzter wird, liegt es vielleicht doch an einem selbst. Dann muss es einen Trainerwechsel geben. Und wenn es nur darum geht, neue Motivation zu finden.

Denn Teil des Problems ist auch, dass der NDR ohne einen radikalen Wandel auf Jahre keine großen deutschen Künstler für den Wettbewerb begeistern können wird. Warum auch die eigene Karriere gefährden? Es braucht ein neues Konzept und neue Verantwortliche. Ein Vorentscheid-System, in dem Mut, Verrücktheit und noch größere Vielfalt belohnt werden, in dem sich Künstler nicht selbst beschränken, um den Pop-Ohren zu gefallen. Dazu Inszenierungen, die wirklich alles aus den drei Minuten auf der ESC-Bühne herausholen. Alle Ideen sollten willkommen sein.

Ja, Lord of the Lost waren trotz ihres letzten Platzes ein Schritt nach vorne. Schulterklopfen helfen jetzt dennoch niemandem weiter. Warum also nicht mal wirklich mutig sein? Peter Urban hat am Samstagabend nach 25 Jahren seine Karriere als ESC-Kommentator beendet. Wer viele dieser Ausgaben in Verantwortung miterlebt hat, sollte es ihm gleichtun. Denn eine Durchhalteparole der letzten Jahre bleibt zumindest wahr: Schlimmer kann es nicht mehr werden.

WISSENSDRANG

Vor 150 Jahren starb der liberale Denker John Stuart Mill, der gemeinsam mit seiner Frau Harriet Taylor-Mill die wohl bedeutendste Verteidigung der Redefreiheit gegen die allzu menschliche Neigung verfasste, Andersdenkende als Last und Bedrohung zu empfinden. Nur dort, wo eine freie Debatte gepflegt werde und Andersdenkende zu Wort kämen, so Mill, seien kluge politische Entscheidungen möglich. Im England seiner Zeit war Mill noch skeptisch, ob sich in der breiten Bevölkerung die nötige Toleranz für eine freie und kontroverse Debatte unter Andersdenkenden entwickeln würde. In der Geschichte wurde sie meist nur in elitären Gruppen gepflegt. Die Elite der katholischen Kirche studierte die Häretiker, um strittige Glaubensfragen

Verteidiger der Meinungsfreiheit

Ausgerechnet in der Wissenschaft gibt es Defizite in der Debattenkultur.



MARIA-SIBYLLA LOTTER

besser zu verstehen. Wenn es um die Frage der Heiligsprechung ging, bediente man sich der Figur des Teufelsanwalts (Advocatus Diaboli), dessen Einwände es zu widerlegen galt. Dies wirft die Frage auf, wie es im Kontext heutiger Demokratien, in denen Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit gesetzlich geschützt sind, um die Fähigkeit bestellt ist, sich auch mit den Einwänden des (vermeintlichen) Teufels auseinanderzusetzen. Man kann die Wissenschaft, was ihre Autorität in Sach- und Normfragen betrifft, wohl als Nachfolgeinstitution der Kirche betrachten, und sie hält sich für weitaus aufgeklärter und toleranter. Aber ist sie das auch in Bezug auf bestimmte neue moralische Dogmen? In einzelnen Bereichen der Sozial- und Geisteswissenschaften hat sich

eine Tendenz entwickelt, auf die Unsitte des sogenannten Autoritätsbeweises gegen Andersdenkende zurückzugreifen: Unterschriftenlisten, auf denen möglichst viele Fachvertreterinnen in moralischer Entrüstung auf ein schwarzes Schaf in ihren Reihen zeigen und fordern, es nicht mehr mit Forschungsgeldern zu alimentieren oder aus der Universität zu verbannen. Eine solche Kampagne läuft derzeit gegen die Ethnologin Susanne Schröter, die sich kritisch mit Islamismus und Integrationsproblemen auseinandersetzt.

Unsere Autorin ist Philosophie-Professorin an der Ruhr-Universität Bochum. Sie wechselt sich hier mit der Pflanzenbiologin Petra Bauer und der Pharmazeutin Nicole Teusch ab.